

143. Jahresversammlung der VSA, 13./14. Mai 1987 in Wald (ZH) : das Heim als Lebensgemeinschaft - Nähe und Distanz : werde Mitgestalter am sozialen Kunstwerk Heim!

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **58 (1987)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Heim als Lebensgemeinschaft – Nähe und Distanz

Werde Mitgestalter am sozialen Kunstwerk Heim!



«Das Heim als Lebensgemeinschaft – Nähe und Distanz»: Unter diesem fast programmatisch anmutenden Titel stand die 143. Jahresversammlung des VSA, die am 13. Mai im Gasthaus «Schwert» in Wald von Vereinspräsident Martin Meier mit einer schönen Einführung eröffnet wurde. Während beider Tage liess der Frühling im Zürcher Oberland das berühmte blaue Band nicht flattern. In sieben Jahren wird der VSA das Fest seines 150jährigen Bestehens feiern können.

Aufnahmen: Bruno Bühler, Schaffhausen

D.R. – Das Stichwort «Gemeinschaft» bildete sowohl inhaltlich als auch im Ablauf das Zentrum der 143. Jahresversammlung des VSA, die am 13./14. Mai 1987 in Wald im Zürcher Oberland durchgeführt wurde. Inhaltlich, weil das Thema für die zwei Tage «Das Heim als Lebensgemeinschaft – Nähe und Distanz» hiess, vom Ablauf her, weil sich die rund 240 VSA-Mitglieder und -Freunde, die an der Tagung teilnahmen, als sehr kontaktfreudig und gesprächsbereit erwiesen, vor allem aber, weil es Tagungsleiter Karl Diener, Leiter des Altersheims Grünegg in Wald, und seine Helfer verstanden, die etwas prekäre Enge des Tagungsortes und des Tagungsortes einerseits durch perfekte Organisation und andererseits durch zahlreich eingestreute Lieblichkeiten und erstaunliche Darbietungen geschickt in gemeinschaftsfördernde «Nähe» umzugestalten. So wird denn auch viel eher die warme Atmosphäre im Tagungssaal des Gasthauses Schwert den Teilnehmern in Erinnerung bleiben als die winterlichen Temperaturen (am zweiten Morgen lag ein Schäumchen Schnee!) im sonst wunderschön gelegenen und als typisches Zürcher Oberländer Dorf faszinierenden Wald.

Was sich *Karl Diener* einfallen liess, um diese schöne Stimmung werden zu lassen, soll noch kurz im einzelnen erwähnt werden: Jeder Tagungsteilnehmer wurde am

Eingang zum Gasthaus Schwert von Clown *Carlettino* mit einem kurzen Violinestücklein persönlich empfangen. *Carlettino* begleitete mit einem grossen Repertoire von musikalischen Einlagen, kleinen Präsentchen und witzigen Malereien die ganze Tagung. Im Saal begeisterte der originelle Blumenschmuck auf den Tischen und auf der Bühne. Die Tagung wurde eröffnet vom *Kinderchor des Pestalozziheims Redlikon* in Stäfa: In bunten Hemden sangen die ganz Kleinen und die Grösseren «Redliker» Lieder und Nicoles Eurovisionssieger «Ein bisschen Frieden». Am Abend ergaben sich immer wieder kleine Gespräche beim Anstehen am gediegen hergerichteten, reichen Bauernbuffet. Das Nachtessen wurde bereichert durch die Grussworte verschiedener politischer Vertreter, die Veteranenehrung und immer wieder neue Darbietungen auf der Bühne: Als politische Vertreter waren zugegen der Gemeindepräsident von Wald, *A. Hess* – der Gemeinderat Wald spendierte übrigens den Apéro –, Regierungsrat *Dr. P. Wiederkehr*, Gesundheitsdirektor des Kantons Zürich, und der Zürcher Nationalrat *Hannes H. Steffen*. *Joseph* und *Ruth Brunner* aus Pfeffingen und *Frau N. Bader* aus Oberlindach wurden von Vereinspräsident *Martin Meier* als neue Veteranen geehrt. Der *Posaunenchor Wald* besorgte im Brassband-Stil (ein Sprecher des Posaunenchores: «Das bedeutet: Wir spielen nur Blech!») die musikalische Unterhaltung im ersten Teil des Abends.



Kinder, Leiter, Lehrer und Erzieher des Schulheims Redlikon hiessen die 240 Teilnehmer(innen) hinreissend singend und spielend zur «Gemeinschaftstagung» in Wald willkommen. Es gab Beifall in verdienter Fülle. Im Hintergrund ist der VSA-Baum am Bühnenvorhang sichtbar, der von den Bewohnern des Alters- und Pflegeheims «Grünegg» in wochenlanger Kleinarbeit hergestellt worden ist.

Später trat dann der *Jodelclub Scheidegg* auf, der schon etliche Jodelauszeichnungen errungen hat. Auch wer nicht gerade Volksmusik-Fan ist, kann sich dieser Mimik, dieser Prägnanz und der Wucht in dieser Musik nur schwerlich entziehen. Schliesslich führte der *ETV Wald* eine zirkusreife Stuhlakrobatik-Nummer vor und anschliessend einige gymnastische Tänze. Gegen Mitternacht erhob man sich langsam nach einem langen, eindrucklichen Abend.

Eine grosse VSA-Gemeinschaft

Nun liess man sich natürlich nicht nur unterhalten an der VSA-Jahresversammlung. Ziel der Tagung war es ja, die

Möglichkeiten und Grenzen der Lebensgemeinschaft im Heim aufzuzeigen, und das bedeutete anstrengende Gedankenarbeit. Bevor nun aber die Vorträge und das Podiumsgespräch zusammengefasst wiedergegeben werden, muss noch kurz auf eine weitere Komponente hingewiesen werden, die dazu beitrug, dass an dieser Tagung nicht nur über Gemeinschaft gesprochen wurde, sondern dass man das Gefühl von einer grossen Gemeinschaft, einer VSA-Gemeinschaft auch wirklich erfahren konnte: An der *Delegiertenversammlung*, die vor Beginn der eigentlichen Jahresversammlung stattfand, konnte bekannt gegeben werden, dass alle freigewordenen oder freiwerdenden Stellen an der VSA-Spitze zur grossen Zufriedenheit der Mehrheit neu besetzt werden konnten.



Den Vortragsveranstaltungen voraus ging am 13. Mai 1987 die Delegiertenversammlung in der «Windegg», im schönen Haus der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde von Wald. Auf dem Bild erläutert Quästor Karl Freitag die Jahresrechnung, die gutgeheissen und abgenommen wurde; links neben ihm die Mitglieder des Zentralvorstandes. Über den Verlauf der DV wird in der nächsten Nummer des Fachblatts berichtet, wenn auch das Protokoll publiziert werden kann.

Nehmen wir das Spannendste vorweg: Als Nachfolger von *Dr. H. Bollinger*, der im April 1988 nach elfjähriger Tätigkeit als VSA-Geschäftsleiter pensioniert wird, wählte der Zentralvorstand des VSA den Aargauer *Werner Vonaesch*, der bei der Aargauischen Hypotheken- und Handelsbank Personal- und Ausbildungschef in der Zentralkanzlei in Brugg ist. Für die neugeschaffene Teilzeitstelle im VSA-Ausbildungswesen konnte der Theologe *Paul Gmünder* gewonnen werden, der seine Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent und Studienberater am Philosophischen Institut der Theologischen Fakultät Luzern noch bis zu seinem Stellenantritt im VSA im Oktober 1987 ausüben wird. Im VSA-Zentralvorstand entstand eine Vakanz, weil Vizepräsident *Fritz Müller* altershalber seinen Rücktritt auf Ende seiner Amtsperiode 1988 bekanntgab. Da der Vorstand seine Maximalzahl noch nicht erreicht hat, entschloss man sich kurzerhand, beide



Gruppenbild mit Dame: Dr. Imelda Abbt in Gesellschaft des Tagungsleiters Karl Diener (rechts), Präsident der gastgebenden Sektion der Zürcher Heimleiter, und des neugewählten Ausbildners Paul Gmünder, der zur Verstärkung und Ergänzung der Bildungsbeauftragten im Herbst zum VSA stößt. Weil unakademisch nicht in Wald anwesend, war Werner Vonaesch, der Nachfolger von Dr. H. Bollinger, welcher seine Aufgabe als Geschäftsleiter VSA im kommenden Frühling antreten wird.

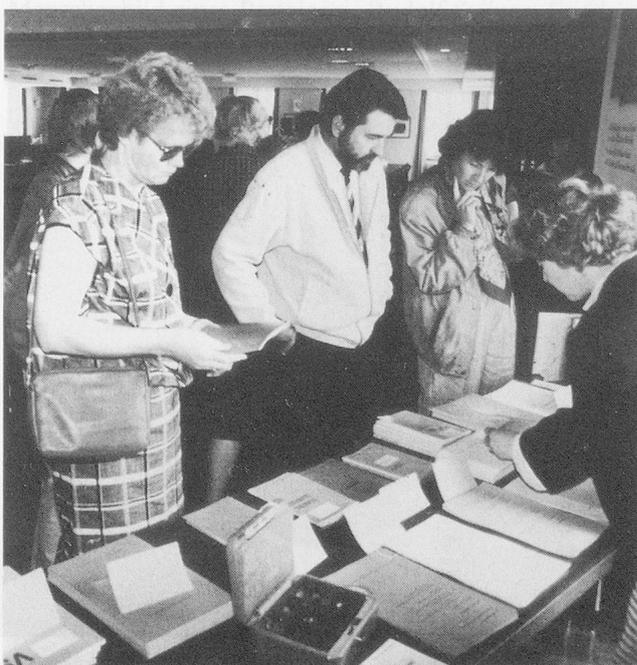


Noch vor den Referenten muss von ihm die Rede sein: «Carlettono», der originelle Pantomime, der mit seinen Musikinstrumenten auf Wunsch auch in die Heime kommt (Tel. 01 432 40 42), war im «Schwert» ebenfalls zugegen.

Bewerber als neue Vorstandsmitglieder zu wählen: *Werner Ryser*, gelernter Sozialarbeiter mit Erfahrung in der offenen und geschlossenen Fürsorge und jetzt Heimleiter des Durchgangsheimes In den Ziegelhöfen in Basel, vertritt die VSA-Region Basel, und *Andreas Bernhard*, Heimerzieher, Absolvent des Heilpädagogischen Seminars in Zürich und jetzt Heimleiter im Kinderheim Gott hilft «Wiesen» in Herisau, wurde als Vertreter der Ostschweiz in den Vorstand gewählt. Und schliesslich wählte man *Hanspeter Zogg*, Heimleiter im Altersheim Hof in Mollis, zum neuen Mitglied der Geschäftsprüfungskommission. Mit diesen Wahlen hat der VSA gute Leute für die Mitarbeit gewonnen und darf getrost in die Zukunft blicken. (Ausführlichere Angaben zu den Wahlen werden Sie im Protokoll der DV 87 finden, das in der Juli-Ausgabe des Fachblattes veröffentlicht wird).

*

Steigen wir nun ein in die Lebensgemeinschaft als Thema der Vorträge. Sie wurden nach folgendem Schema angebo-



Am Bücherstand von Frau J. Albrecht herrscht vor Tagungsbeginn und in den Pausen Hochbetrieb. In wenigen Wochen wird die Leiterin des VSA-Verlages von der Geschäftsstelle Abschied nehmen.

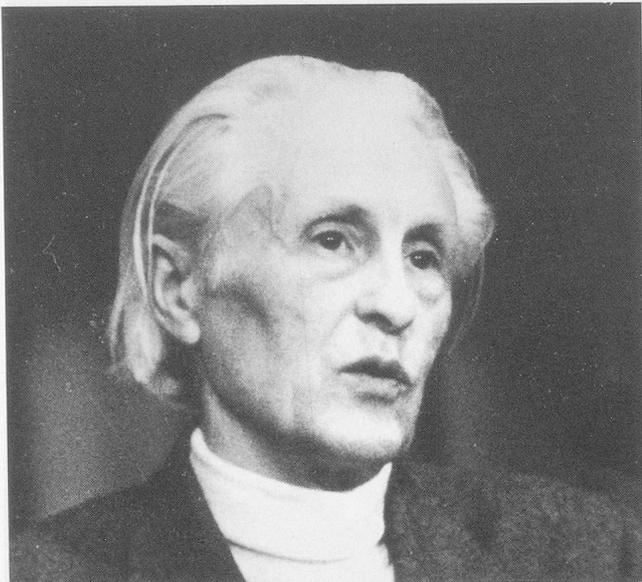


«Lebensgemeinschaft – ein (fast) vergessener Gedanke im Heim»: Was Christian Bärtschi aus Bern im Eröffnungsvortrag sagte, wird nicht ohne Folgen bleiben. So schnell wird der VSA an diesem Vortrag nicht vorbeikommen.

schaft vorstellt, und dem, was man so ganz realistisch täglich an Nicht-Gemeinschaftlichem erlebt.

Lebensgemeinschaft – ein (fast) vergessener Gedanke im Heim

Den Titel «Lebensgemeinschaft – ein (fast) vergessener Gedanke im Heim» gab *Christian Bärtschi*, seit 1970 Vorsteher des heilpädagogischen Schulheims «Weissenheim» in Bern, seinem Eröffnungsvortrag. Dass heute ein



Dr. Conrad Schachenmann, Leiter des «Zentrums für Lebensgestaltung im Alter» in Oeschelbronn bei Pforzheim im Schwarzwald, dessen Aufsatz über «Der alternde Mensch in der Gesellschaft» bei anderer Gelegenheit im Fachblatt abgedruckt werden soll, sprach in Wald über «Heimbewohner und Mitarbeiter». Ist der Mensch asozial «par nature»?

solcher Titel gesetzt wird, deutet laut Bärtschi darauf hin, dass das Heim seit seiner Gründerzeit tiefgreifende Veränderungen erfahren hat, denn für die Pioniere des Heimes wäre etwas anderes als die Idee der Lebensgemeinschaft gar nicht denkbar gewesen als das zentrale Anliegen im Heim. Wie kam es denn, dass heute im besten Falle noch von *Arbeits-Gemeinschaft* die Rede ist und das Wort Lebensgemeinschaft meist nur noch mitleidig belächelt wird als komplett passé? Bärtschi antwortete auf diese Frage mit seiner persönlichen Überzeugung, dass das Heim nur dann noch Zukunft haben werde, wenn die Verantwortlichen im Heim sich wieder zurückbesinnen auf das innerste Wesen des Heims: auf die Lebensgemeinschaft.

Das Heim als soziales Kunstwerk

Was meint er mit «Lebensgemeinschaft?» Lebensgemeinschaft im Heim bedeutet, dass sich alle Beteiligten im Heim



Seit 1980 Mitglied und Vizepräsident des Zentralvorstandes, tritt Fritz Müller (Basel), der unlängst einen runden Geburtstag feiern konnte, ab. Ein Lotse geht von Bord. Mit lieben Worten und einem hübschen Präsent wurde er in Wald vom Vereinspräsidenten verabschiedet.

daheim fühlen können. Der Zögling fühlt sich erst dann zu Hause im Heim, wenn es für die Mitarbeiter auch ein Daheim ist. Daheim ist man dort, wo man sich kreativ entfalten kann; die Arbeit im Heim ist also dann mehr als nur Pflichterfüllung – nämlich ein beglückender Beitrag zu einem Daheim –, wenn sich der Mitarbeiter in ihr kreativ entfalten kann. Dies setzt voraus, dass er sich bewusst wird, dass er es nicht mit totem Material, sondern mit Lebendigem zu tun hat. Das Heim muss als lebendiger Organismus verstanden werden, der auf Wachstum angelegt ist. Wachstum bedeutet Werden *und* Sterben, bedeutet für das Heim, dass überholte Sicherheiten, auch wenn es schmerzlich ist, aufgegeben werden müssen, um mutig Neues wachsen zu lassen. Wachstum bedeutet, dass das Heim nie etwas Abgeschlossenes ist, nie perfekt ist, sondern dass jeder Beteiligte immer wieder seinen persönlichen, kreativen Beitrag zur Vollendung des Ganzen beitragen muss und kann: der Mitarbeiter wird zum Mitgestalter am sozialen Kunstwerk Heim.

Solch kreativem Mitgestalten droht von *ausser* Gefahr in Form von Heimreglementen und einschränkenden Verordnungen und Bestimmungen, und die Gefahr von *innen* besteht darin, dass man die Unsicherheiten, die mit der oben geforderten Offenheit notwendig einhergehen, versucht zu vermeiden, indem man das Geschehen im Heim mittels Planung und Konzepten «in den Griff zu bekommen» sucht. Lebensgemeinschaft aber kann nur verwirklicht werden, wo immer wieder um offene Möglichkeiten gekämpft wird, wo man Mut hat zum «unfertigen Heim» und zur «unfertigen Pädagogik».

Lebensgemeinschaft besteht nicht, sie wird

Lebensgemeinschaft bedeutet also eine Herausforderung an jeden einzelnen Beteiligten. Wie aber wird es möglich, dass er diese Herausforderung auch annimmt? Bärtschi



Versehen mit den Glückwünschen des VSA, sind sie in den Veteranenstand übergetreten: Joseph und Ruth Brunner (früher Waldschule Pfeffingen) und Nathalie Bader (früher Wartheim in Muri) von links nach rechts. Von den 19 neuen VSA-Veteranen waren drei in Wald zugegen.

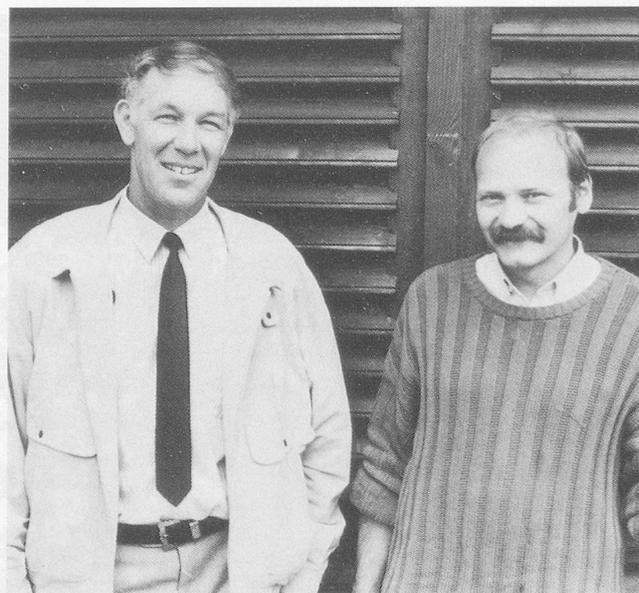
nannte zwar äussere und – viel wichtiger – innere Bedingungen, betonte aber, dass die Gemeinschaft immer von der Einsicht, dem guten Willen und dem täglichen Einsatz des einzelnen für das Ganze lebt. Überzeugt zählt Christian Bärtschi zu den äusseren Bedingungen das nicht unumstrittene Wohnen der Mitarbeiter im Heim. (Wie umstritten diese Einstellung ist, wird sich später im Podiumsgespräch zeigen.) Er fordert daher angemessene *Wohnmöglichkeiten* im Heim, so dass auch Erzieherpaaren mit ihren Kindern eine anständige Wohnung zur Verfügung steht. Der Vorteil dieses Wohnens unter einem Dach besteht darin, dass Freizeit und Arbeit nicht fein säuberlich getrennt sind und dadurch die so wertvolle «Erziehung nebenbei» viel stärker zum Zuge kommen kann. Indem die Mitarbeiter viel *gemeinsam unternehmen*, das nicht oder nicht direkt mit der Arbeit zu tun hat: Reisen, Werken, Theaterspielen, Weiterbildung in irgendwelchen Themen, lernen sie sich gegenseitig ganz anders und tiefer kennen, als dies in der Arbeit allein möglich wäre. Das Vertrauen zueinander, das



Seit 1977 ist er jedes Jahr mit seiner Kamera dabei und wurde verdientermassen in Wald ebenfalls geehrt: der Photograph Bruno Bühler. Im nächsten Jahr wird er wieder kommen.

dadurch erst möglich wird, ist unabdingbare Voraussetzung für die offene, lebendige, stets werdende Lebensgemeinschaft!

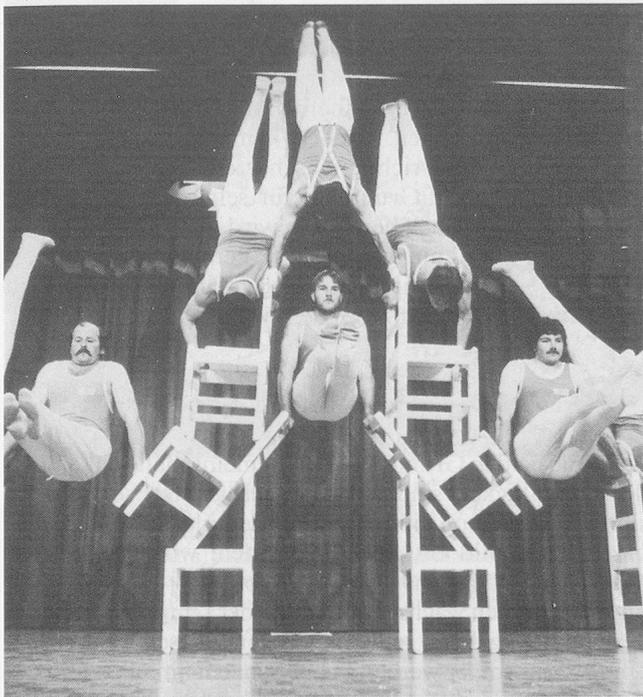
Viel wichtiger als die äusseren Bedingungen schätzt Bärtschi die inneren Bedingungen ein. Lebensgemeinschaft ist nur dort möglich, wo man sich freiwillig zusammenfindet, um eine Gemeinschaft langsam werden zu lassen, in der Einsicht, dass Gemeinschaft nie besteht, sondern, sofern sich alle einsetzen für die gemeinsame Idee, immer nur «*im Werden* begriffen ist». Die Basis für diesen gemeinsamen Einsatz ist die Bemühung um ein gemeinsames, tragfähiges *Menschenbild*. Nicht ein wohlgeformtes, abgeschlossenes Menschenbild ist gemeint – wiewohl das Menschenbild eines Pestalozzi, Rudolf Steiner, Friedrich Eymann, C. G. Jung oder Jean Gebser wertvolle Anstösse



Von den Delegierten in Wald neu in den Zentralvorstand VSA gewählt wurden Andreas Bernhard (Herisau) und Werner Ryser (Basel).



◁ Ausschnitte aus der Abendunterhaltung am 13. Mai nach dem Nachessen im Gasthaus «Schwert»: Der Posaunenchor, die Damenriege, die Jodler und die Turner von Wald während ihren reichhaltigen Darbietungen.



geben kann –, sondern die Betonung liegt auf dem gemeinsamen Suchen, auf dem gemeinsamen Sich-geistig-Ausrichten, auf dem gemeinsamen Sich-Interessieren für den Menschen. Es ist das nichtwertende Interesse für den andern Menschen, das ihn als einmalig und unverwechselbar erkennt, das die Basis für menschliche Freundschaft im Heim, für Gemeinschaft bildet. Wo sich Menschen in dieser Weise begegnen, kann weder ein hierarchisch-patriarchalisches Führungskonzept etwas zu suchen haben, noch ein demokratisches, in dem jeder zu allem etwas zu sagen hat, im Grunde genommen aber jeder für sich selbst bleibt. Es muss ein Führungsmodell gefunden werden, in dem das demokratische Gespräch und die Transparenz höchste Werte darstellen, in dem aber als oberster Wert die Ausrichtung auf ein Gemeinsames steht. Es ist dies das *föderalistische Führungsmodell*, das jedem Mitarbeiter genügend Freiraum für eigene Erfahrungen lässt, um ihm dadurch die Möglichkeit zu geben, eigene Verantwortung zu übernehmen und Vertrauen in sich selbst zu bekommen. Die Kompetenzen, die er sich dadurch erwirbt, bestimmen dann das Ausmass seines Mitspracherechts im Ganzen. Dem Heimleiter obliegt die Aufgabe, jedem Mitarbeiter diesen Raum zu schaffen und ihn zu ermutigen, seine Erfahrungen und die dabei gewonnenen Ansichten zu äussern. In dieser Atmosphäre der Freiheit für das Ganze kann Lebensgemeinschaft werden.

Heimbewohner und Mitarbeiter

Wie er in einem ganz andersgearteten Umfeld ebenfalls Lebensgemeinschaft im Heim zu verwirklichen versucht, schilderte Dr. Conrad Schachenmann, seit 1974 Leiter des

«Zentrums für Lebensgestaltung im Alter», «Johanneshaus», in Niefern-Orschelbronn (BRD), im zweiten Tagungsreferat, unter dem Titel «Heimbewohner und Mitarbeiter». In der zugrundeliegenden Philosophie, in der Klientel und in der Grösse unterscheiden sich die beiden Heime: Das Johanneshaus wird auf anthroposophischer Basis geführt; es beherbergt in einem Pflegeheim und einem Altersheim 365 (!) betagte Menschen, davon über 80 pflegebedürftig. 240 Mitarbeiter sind angestellt.

Wie ist es nun möglich, bei dieser Grössenordnung den Anspruch einzulösen, dass alles auf die Gemeinschaft ausgerichtet sein solle? Conrad Schachenmann begann mit einigen ganz praktischen Hinweisen:

- Mit der *Sprache* drückt man schon die Art und Weise aus, in der man sich dem andern Menschen zuwendet: Das Johanneshaus wird deshalb absichtlich nicht als «Alters- und Pflegeheim» bezeichnet, sondern mit der Bezeichnung «Zentrum für Lebensgestaltung im Alter» vermeidet man vorschnelle Urteile über die Bewohner und gibt schon im Namen den eigentlichen Sinn der Einrichtung an: die Lebensgemeinschaft. Ebenso wird im Johanneshaus nicht vom «Personal» gesprochen, sondern von den «Mitarbeitern», nicht vom Bereichs-«Leiter», sondern vom Bereichs-«Verantwortlichen» usw.
- Ein *Heimbeirat*, zu dessen Gesprächen immer auch die Mitarbeiter eingeladen sind, wird von der Heimordnung vorgeschrieben.
- Die gesamte Arbeit ist in zwölf *Funktionskreise* oder -bereiche eingeteilt. Jeder Bereich ist für sich selbstverantwortlich und führt regelmässig interne Gespräche über die Arbeit im eigenen Bereich durch. Die Verantwortlichen der einzelnen Bereiche (pro Bereich 1 bis 4) treffen sich regelmässig zu Aussprachen; darüberhinaus finden je nach Betroffenheit durch ein Problem weitere Gespräche einzelner Bereiche statt. Eine Gesamt-Mitarbeiterversammlung erübrigt sich bei diesem System; ein Mitarbeitertreffen, zu dem auch die Angehörigen der Mitarbeiter eingeladen sind, findet jährlich einmal statt.
- Die *übergreifende Pflege* versucht, auch bei Langzeitpflegebedürftigkeit den Patienten in das Leben im Wohnheim zu integrieren (essen im Speisesaal); wo dies nicht mehr möglich ist, wird er nur dann in die Pflegeabteilung verlegt, wenn in seinem eigenen Zimmer die Gefahr einer Unterversorgung oder einer Vereinsamung besteht. In der Pflegeabteilung verteidigt man das Zweibettzimmer (es gibt auch Einzelzimmer), weil die Erfahrungen dafür sprechen, dass sich der Patient in dieser schwierigen Phase wohler fühlt, wenn er einen Partner im Zimmer hat. Voraussetzung ist natürlich die sorgfältige Abklärung, wer zu wem passt.
- An der grossen Auswahl von *Veranstaltungen* – Feiern, Feste, Musikaufführungen, Kurse, Gruppenarbeiten, Eurythmie-Vorführungen und -Kurse – können sowohl die Mitarbeiter als auch die Bewohner aktiv mitwirken.
- Das Heim ist *gegen aussen geöffnet*. Besonderes Augenmerk gilt dem Einbezug der Angehörigen. Eine Teilnehmerzahl aus der nahen und weiteren Umgebung an den mindestens zweimal wöchentlich stattfindenden Veranstaltungen von 180 bis 240 ist die Regel!



Die Gemeinde Wald offerierte den Heimleuten des VSA einen Apéro und liess durch Gemeindepäsident A. Hess auch ein sympathisches Grusswort entbieten.

Freiwillige Gemeinschaft

Dr. Schachenmann hätte diese Liste vermutlich noch beliebig erweitern können. Das Wichtige daran aber ist, dass sämtliche dieser konkreten Massnahmen und Arrangements den zwei Grundsätzen folgen: 1. Alles ist ausgerichtet auf das Ganze, auf die *Gemeinschaft*. 2. Alles beruht auf *Freiwilligkeit*, geschieht in Freiheit. Jedes Einzelproblem wird gelöst unter Beachtung dieser beiden Grundsätze. Das bedeutet, dass in jedem Einzelfall sehr sorgfältig die jeweiligen Grenzen der Gemeinschaftlichkeit



Der Chef der Fürsorge- und Gesundheitsdirektion, Regierungsrat Dr. P. Wiederkehr, bringt die Grüsse der Zürcher Kantonsregierung, und Hannes H. Steffen (rechts) spricht als Notionalrat aus dem Zürcher Oberland.

und der Freiwilligkeit abgewägt werden müssen: Ist es jetzt sein freier Entschluss, allein zu sein, oder möchte er eigentlich, dass ihm jemand hilft, seine Angst vor der Gemeinschaft zu überwinden? Kommt er, weil er meint, er *müsse* kommen, im Grunde aber widerstrebt es ihm zutiefst? Dieses Abwägen, das der Gemeinschaft *und* dem einzelnen Menschen als eigener Persönlichkeit zum Recht verhelfen will, setzt beim Mitarbeiter eine grosse Bereitwilligkeit, *Verantwortung* zu übernehmen, voraus. Nur wenn er eigene Erfahrungen machen kann, lernt er auch die Folgen seines Tuns richtig einschätzen. Diese Sachfähigkeit kann dann die Grundlage für seine Entscheidungen bilden, für die er auch bereit sein wird, die Verantwortung zu tragen. Er wird um so eher diese Verantwortung für das Ganze übernehmen, je mehr im gemeinsamen Gespräch immer wieder das Ganze gesucht wird.

Grundbedingung ist die innere Aufmerksamkeit

Auch die beiden Grundsätze der Gemeinschaftlichkeit und der Freiwilligkeit sind nicht einfach gesetzt, sondern sie sind abgeleitet von einem bestimmten idealen *Menschenbild*. Dieses Bild entspricht nicht dem wirklich erlebten Menschen, höchstens teilweise, aber wo Gemeinschaft unter Menschen wachsen soll, muss der Umgang miteinander von dem geleitet sein, zu was der Mensch *werden soll*. Und zu was soll er werden? Laut Schachenmann – und der Anthroposophie – ist der Mensch geboren zur Freiheit, aufgerufen zur Freiheit, aufgerufen also, sich selbst zu finden, um sich dann zusammenzufinden im sozialen Leben. Rudolf Steiner: «Der Mensch soll am andern Menschen aufwachen.» Sich im Umgang mit Menschen vom Idealbild des Menschen leiten lassen heisst dann, dem andern Menschen genügend Raum lassen für sich selbst, warten können, bis er sich von sich aus der Gemeinschaft zuwendet. Immer wieder muss ich mich fragen: Nehme ich mein Gegenüber nicht zu sehr auf? Versuche ich nicht sein Glück zu bestimmen? Bin ich bereit, ihn so wahrzunehmen, wie er ist? Ich muss mich persönlich schulen, Selbstzucht üben, so dass ich meine Emotionen, zum Beispiel Sympathie und Antipathie, unter Kontrolle habe, dass ich mein spontanes Bild von dem andern hinterfrage, dass ich mich nicht von unverarbeitetem Wissen, das von aussen an mich gekommen ist, leiten lasse. Wenn ich solche Kontrolle über mich habe, erlange ich diese tiefe innere Zufriedenheit, diese innere Stille, die der französische Widerstandskämpfer Jacques Lusserant als Voraussetzung bezeichnet für die *volle innere Aufmerksamkeit*, für die Aufmerksamkeit, die teilhat, teilnimmt, in der man etwas spürt, das über einen selbst hinausgeht: menschliche Wärme, Geborgenheit wie in einem Gebet . . . Wieviel ich vom andern erkenne, hängt von dieser inneren Aufmerksamkeit ab, von dem Masse, wie es mich nach dieser Erkenntnis verlangt. Mit andern Worten: Diese volle innere Aufmerksamkeit ist der Beitrag eines jeden einzelnen zum Werden einer Gemeinschaft.

Trotz Vielfalt ein Ziel suchen wollen

Der dritte thematische Tagungsbeitrag, das Podiumsgespräch, trug den Titel «Trotz Vielfalt ein Ziel suchen wollen». Unter der Leitung von *Reto Lareida*, Leiter des Erziehungsheimes Langhalde in Abtwil, diskutierten über das Wesen der Lebensgemeinschaft: *Edith Arnold*, thera-



Lebhaftes Podiumsgespräch am Morgen des zweiten Tages: Als Betrieb untersteht das Heim dem Gesetz, den Vorschriften und dem Reglement, aber wie ist der Freiheitsraum, in dem «Lebensgemeinschaft» entstehen kann, «machbar»? Unter der Leitung von Reto Lareida (Abtwil) diskutierten (vlnr) Dr. S. Schuller (Zürich), P. Sonderegger (Zürich), F. Schmied (Muri), U. Tschanz (Bern), Edith Arnold (Palagnedra) und O. Meister (Schaffhausen) über das Thema «Trotz Vielfalt ein Ziel suchen wollen». Der Aspekt des Habens, des materiell Machbaren im Heim ist viel leichter zu realisieren als der Aspekt des Seins, der nur erlebbar, erahnbar und spürbar ist, aber den Weg dazu öffnet, ein Heim zu einer Lebensgemeinschaft werden zu lassen.

peutische Wohngemeinschaft mit der Aufgabe, ein verlassenes Tessiner Dörfchen, Palagnedra, wieder aufzubauen, Oskar Meister, Altersheim der Künzle-Stiftung in Schaffhausen, Fritz Schmied, Arbeitskolonie Murimoos, Dr. Siegfried Schuller, Amtsvormund der Stadt Zürich, Paul Sonderegger, Jugendsiedlung Heizenholz in Zürich, und Urs Tschanz, Lehrer im heilpädagogischen Schulheim «Weissenheim» in Bern. Die geschickte Fragestellung und die Offenheit der Teilnehmer, ihre Bereitschaft, mit der eigenen Meinung nicht zurückzuhalten, machten das Podiumsgespräch ausserordentlich lebendig.

Die geäusserten Vorstellungen von Lebensgemeinschaft lassen sich in drei Bereiche unterteilen: Lebensgemeinschaft verlangt Familienähnlichkeit, Lebensgemeinschaft ist in erster Linie eine Sache der Einstellung, Lebensgemeinschaft ist ein überholter Begriff. Natürlich überschneiden sich diese Bereiche zum Teil, und daher ist eine solche Abgrenzung etwas problematisch. Doch um das Wesen einer Sache zu erfassen, ist es sinnvoll, sie gemäss dem, was besonders betont wurde, in einzelne Komponenten aufzugliedern.

Lebensgemeinschaft verlangt Familienähnlichkeit: Hierzu gehört die Forderung, dass alle Mitarbeiter im Heim wohnen, also rund um die Uhr anwesend sind. Es gibt keine Trennung von Arbeit und Freizeit, man unternimmt viel gemeinsam. Es wäre schön, wenn alle Altersstufen vertreten wären, wie in einer Grossfamilie. Lebensgemeinschaft ist etwas, das dauern soll, um das man sich immer wieder bemühen soll. Lebensgemeinschaft ist der «Erdboden», auf dem ich wachsen kann, ich als Heimbewohner und als Mitarbeiter.

Lebensgemeinschaft ist eine Sache der Einstellung: Einstellung kann noch präzisiert werden als Einstellung zur Arbeit, zum Menschen und zum Leben in der heutigen Zeit. Lebensgemeinschaft ist hier nicht etwas, das dauert, ein Boden, eine Voraussetzung, sondern sie stellt sich momentan als beglückendes Erlebnis ein, wenn ich mich

eben in der richtigen Einstellung meiner Tätigkeit im Heim widme. Mit andern Worten: Lebensgemeinschaft spüre ich manchmal, wenn ich mich während meiner (begrenzten) Arbeitszeit hundertprozentig auf die Arbeit konzentriere, wenn ich ganz da bin. Lebensgemeinschaft stellt sich für Augenblicke ein, wenn ich dem andern Menschen das Recht gebe, sich selber zu leben, mit all seinen Schrullen, wenn ich über seine Schwächen hinwegsehen und dafür seine Stärken fördern kann. Es gibt Momente, in denen ich mich aufgehoben fühle in einer Lebensgemeinschaft, wenn ich der Habensmentalität unserer Zeit immer wieder versuche das Streben nach dem Sein entgegenzuhalten.

Lebensgemeinschaft ist ein überholter Begriff: Die Professionalisierung der Helferberufe hat die Zuständigkeiten verlagert: Aus der Alleinkompetenz des Heimvaters wurden verschiedene Teilkompetenzen der Fachleute. Nicht die Heimfamilie kann hier das Ziel sein, sondern das grösstmögliche Wohlbefinden eines jeden Beteiligten, des Mitarbeiters und des Betreuten. Beim Betreuten misst sich dieses Wohlbefinden, zumindest für den Versorger, an der ermöglichten Dauer des Aufenthaltes in einem Heim, bei den Mitarbeitern nimmt man es um so eher an, je mehr innovative Phantasie sie in die Arbeit hineinbringen. Diese Kreativität aber entsteht nicht in der Arbeit selber; sie kann sich nur entfalten, wenn dem Mitarbeiter ausserhalb der Arbeit genügend Zeit und Gelegenheit zur Verfügung stehen für sich selber und für die Verarbeitung seiner Arbeitseindrücke (zum Beispiel in der Supervision). Der hundertprozentige Arbeitseinsatz für die gute Erziehung oder Pflege, der echte Arbeits-Gemeinschaft ausmacht, steht im Zentrum, nicht die veraltete Form der Lebensgemeinschaft.

Jedem Menschen seine eigene Lebensgemeinschaft

«Trotz Vielfalt ein Ziel suchen wollen?» Einen Lösungsansatz schlug Edith Arnold vor: Ein wirklich gutes Heim hat doch Platz für beide: für den, der in 60%iger Anstellung beste Erziehung oder beste Pflege leisten will, und für den,



In Form eines «Streitgesprächs» führten Prof. Dr. Hans-Dietrich Altendorf, Universität Zürich (oben) und Dr. Imelda Abbt am praktischen Beispiel vor, wie die Vermittlung zwischen Ideal und Wirklichkeit geschehen kann. Für beide Redner gab es viel Beifall und Zustimmung. Haben die Heime wie die Kirchen ein Geheimnis zu hüten? «Was zu geschehen hat, können nicht einfach Gesetze und Strukturen erschliessen, wohl aber der Dialog. Auf dem Hintergrund des Dialogs erhalten Gesetze und Strukturen ihre wahre Bedeutung. Sie sind dann um des Menschen willen da, und nicht umgekehrt».



der Arbeit und Freizeit als Ganzheit betrachtet und sie deshalb an *einem* Ort vereinigen möchte. Paul Sonderegger doppelte nach: Es gibt nicht *die* Lebensgemeinschaft, die für alle gilt. Sondern Gemeinschaft heisst für jeden etwas anderes. Für jeden Menschen ist eine andere Form von Gemeinschaft die richtige, für jeden Mitarbeiter und für

jeden Heimbewohner; ja, sogar jeder Heimtyp verlangt nach einer anderen Form von Gemeinschaft. Und ein Votant aus dem Publikum ergänzt: Der eine Mensch sucht Geborgenheit in einer Heimfamilie, der andere aber braucht viel individuelle Freiheit. Die Teilnahme an der Lebensgemeinschaft kann daher immer nur auf Freiwilligkeit beruhen. Auf eine Gefahr in jenen Heimen, in denen Lebensgemeinschaft praktiziert wird, machte Siegfried Schuller aufmerksam: Könnte es hier nicht zu einer recht elitären Auswahl der Klientel, die man aufzunehmen bereit ist, kommen?

Für mich persönlich ein wenig enttäuschend an diesem Podiumsgespräch – und auch in den Vorträgen – war, dass nur eine einzige Stimme aus dem Publikum kurz beteuerte, dass Lebensgemeinschaft dasjenige Gefühl sei, das einen so glücklich macht, wenn man spürt, dass die Hilfe, die man gegeben hat, sich plötzlich wandelt und zu einem zwischenmenschlichen Geschehen wird, in dem beide geben und beide nehmen. Es sind doch genau diese Momente, in denen sogar von einem schwer verwirrten Betagten etwas zurückkommt – und damit meine ich nicht Dank, sondern etwas von seiner Persönlichkeit –, die mir das Gefühl geben: Da gehöre ich dazu!

Gemeinschaft wird da erlebt, wo der Mensch verbunden wird

Den Schluss der 143. Jahresversammlung des VSA bildete das Zwiegespräch zwischen den beiden Theologen *Dr. Imelda Abbt*, Leiterin des Kurswesens VSA, und *Prof. Dr. Hans-Dietrich Altendorf*, Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät in Zürich, das den Titel trug: «Gemeinschaft wird da erlebt, wo der Mensch verbunden wird». Imelda Abbt entwarf zuerst ein Bild von der idealen Gemeinschaft, H.D. Altendorf schilderte dann die soziale Wirklichkeit, die diesem Idealbild widerspricht, um schliesslich, angeregt durch einige Fragen von Imelda Abbt, einen Weg aufzuzeigen, wie Ideal und Wirklichkeit vermittelt werden können.

Was ist es, so fragte *Imelda Abbt*, was Gemeinschaft überhaupt erst ermöglicht? Nicht nach der Heimgemeinschaft wurde gefragt, sondern nach der Gemeinschaft allgemein. Was Gemeinschaft eigentlich ausmacht, wel-

Sämtliche Vorträge und das Podiumsgespräch der VSA-Jahresversammlung 1987, die am 13./14. Mai 1987 in Wald (ZH) stattfand, sind auf

Tonband-Kassetten

aufgenommen worden. Sie können zum Preis von je Fr. 40.– beim VSA-Sekretariat in Zürich bestellt werden: Telefon 01 252 49 48.

ches ihr tiefster Sinn ist, kann nur beantwortet werden, wenn man von den beiden anthropologischen Grundtatsachen der Individualität und der Sozialität des Menschen ausgeht. *Individualität* meint, dass jeder Mensch einzigar-

tig ist und eine einmalige Bestimmung in seinem Leben hat, die niemand anders als er selber wahrnehmen kann. Jeder Mensch hat seinen eigenen Sinn, er besitzt seine eigene Würde. Er ist dazu bestimmt, sich selber zu sein durch aktiven Umgang mit seiner Freiheit, seiner Verantwortung und seinem Gewissen.

Sozialität heisst, dass der Mensch nicht nur Individualität ist, sondern immer auch Beziehung ist, Beziehung zum andern Menschen, zur Welt und zur Transzendenz. Das bedeutet, dass der Mensch nicht wirklich Mensch werden kann ohne Beziehung zu andern Menschen. Er ist dazu aufgefordert, immer wieder zu seinen Bezügen Stellung zu nehmen, immer wieder die Verantwortung für die andern Menschen zu übernehmen.

Die ideale Gemeinschaft

Nun sieht es so aus, als würden sich Individualität und Sozialität gegenseitig ausschliessen. Laut Imelda Abbt findet aber gerade dort, wo sie sich nicht ausschliessen, sondern wo sie ständig aufeinander bezogen bleiben, Gemeinschaft statt. Gemeinschaft setzt also ein immer wieder Ausbalancieren zwischen dem Ich und dem Du, der Welt, voraus, ein Ausbalancieren zwischen dem Bei-sich-Sein und dem Hinaus-Gehen. Ausbalancieren bedeutet, jederzeit beides berücksichtigen. Man kann Individualität und Sozialität betrachten als zwei Kräfte in einem Kraftfeld, in dem keine Kraft einseitig verändert werden darf, wenn es funktionieren soll. Es braucht die Spannung zwischen Individualität und Sozialität, um Gemeinschaft zu ermöglichen; Spannung aber entsteht dort, wo Gegenseitigkeit ist, Aufeinander-bezogen-Sein.

Echter Gemeinschaftsgeist kann nun beschrieben werden als der Wille zu diesem Aufeinander-bezogen-Sein, als der Wille zur Verbundenheit, zur Verbundenheit in Treue zu sich selber, aber innerhalb einer Gemeinschaft. «In Treue zu sich selber» heisst in angemessener Distanz, und sie bedeutet immer auch ein wenig Einsamkeit. «Innerhalb einer Gemeinschaft» heisst in gelebter Nähe, und sie schliesst immer auch ein wenig die Angst vor dem Sich-Verlieren ein. Echter Gemeinschaftsgeist aber kann dies ertragen, denn die Gemeinschaft eröffnet dem, der sich für sie einsetzt, eine Vielfalt, Weite, Fülle des Lebens und gibt ihm zugleich als innere Einheit Halt, so dass sie ihm zum Ort der Wahrheit, ja, zum Ort der Gotteserfahrung werden kann. Allerdings: Dieses Eigentliche der Gemeinschaft, das Zwischen, besitzt man nie; es muss immer wieder neu gesucht werden im Dialog. Jeder einzelne ist aufgerufen, sich an diesem Dialog zu beteiligen, «sich nicht vorzuenthalten» (Martin Buber).

Der Alltag ist so gar nicht Gemeinschaft

So also schilderte Imelda Abbt die Gemeinschaft als Ideal: als den Ort, an dem menschliches Leben seine Erfüllung erfahren kann. Bruchstückhaft, unvollkommen, manchmal nur ganz ansatzweise haben wir alle solche Gemeinschaft zwar schon erfahren und stimmen daher diesem Bild auch zu: Ja, das ist echte Gemeinschaft. Doch der Alltag ist anders. *H. D. Altendorf* dazu: «Gemeinschaft ist gewiss ein wünschbares Ideal, also zu erstrebendes Leitbild und Ziel,

In der Reihe Schriften zur Anthropologie des Behinderten ist im VSA Band V erschienen unter dem Titel

Selber treu sein

Personalität als Aufgabe

Dieser interessante fünfte Band der Reihe enthält Texte von Imelda Abbt, Kaspar Hürlimann und Rudolf Zihlmann. Im Vorwort schreibt Martin Meier, Bern, der Präsident des VSA: «Es entsteht ein neues Bedürfnis nach Wert und Sinn. Wir sollten uns fragen lassen, wie weit der Top-Service unserer Heime Wesentliches hinterlässt. Was steckt hinter den Erziehungstechniken, therapeutischen Verfahren, hinter Ergotherapie, Physiotherapie und Sterbehilfe? Steht der «Klient» oder «Patient» trotz allen gutgemeinten Anstrengungen in den eigentlichen Fragen seines Lebens nicht allzu oft alleine da? Der VSA freut sich, dass in diesem Buch das innerste Anliegen seiner Arbeit aufgegriffen wird. Wir wollen dafür eintreten, dass in unseren Heimen das Menschsein und die Menschenwürde geachtet und vertieft wird. Sollen Heime zur Heimat werden, so ist in ihnen, wo so viel Macht, Ohnmacht, Anklage, Rechtfertigung, Leid und Freude, Zweifel und Hoffnung zusammenkommt, eine menschliche Nähe zu pflegen, die spürbar da ist».

Band V ist zum Preis von Fr. 13.50 beim Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, zu bestellen, wo auch alle übrigen Bände dieser Schriftenreihe erhältlich sind. (Ohne Porto und Verpackung!)

Bestellung

Wir bestellen hiermit

- Expl. Band I
«Geistigbehinderte-Eltern-Betreuer»
4 Texte von Dr. H. Siegenthaler Fr. 10.60
- Expl. Band II
«Erziehung aus der Kraft des Glaubens?» – Texte von
Imelda Abbt, Norbert A. Luyten, Peter Schmid
u. a. Fr. 14.70
- Expl. Band III
«Begrenztes Menschsein» – Texte von O. F. Bollnow,
Hermann Siegenthaler, Urs Haeblerlin u. a. Fr. 18.60
- Expl. Band IV
«Staunen und Danken» – Fünf Jahre Einsiedler-Forum
des VSA Fr. 19.—
- Expl. Band V
«Selber treu sein» – Texte von Imelda Abbt, Kaspar
Hürlimann, Rudolf Zihlmann Fr. 13.50

Name und Vorname _____

Genauere Adresse _____

PLZ/Ort _____

Unterschrift, Datum _____

Bitte senden Sie diesen Talon an das Sekretariat VSA,
Verlagsabteilung, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.



Wohlgelaunt blicken am Schluss Tagungsleiter Karl Diener und Vereinspräsident Martin Meier auf die zweitägige Jahresversammlung zurück und danken. Diesem Dank schliessen sich gern auch die Leute der Fachblattredaktion und der VSA-Zentrale an.



nur die Welt, sie widerstrebt dem, sie ist eben nicht so.» Gemeinschaft erfährt man in Wirklichkeit nur als lauter Banalitäten, Hässlichkeiten und Gemeinheiten, auch von uns selbst. Nehmen wir zum Beispiel die Gemeinschaft *Staat*: Sie ist eine Organisationsform menschlichen Miteinanders, die es ermöglicht, dass wir einigermassen auskommen miteinander, dass einigermassen Ordnung und Frieden herrscht, dass wir einigermassen in Gerechtigkeit und Sicherheit leben können, dass ein einigermassen lebenswerter Standard gehalten werden kann. Alles ist hier einigermassen. In der Jugend erwarten wir von der Gemeinschaft *Staat* vielleicht noch eine Besserung der Verhältnisse. Doch je älter wir werden, desto weniger verlangen wir nicht nur vom *Staat*, sondern vom *Leben* überhaupt, das uns immer wieder enttäuscht hat. Da es kaum mehr Hoffnung gibt auf Veränderung, nehmen wir

eine illusionslose, sogenannt vernünftige, **sehr nüchterne** und pragmatische Haltung der kleinen **Schritte** ein. Mit andern Worten: Wir «wursteln uns so schlecht und recht durch».

Doch ganz zuinnerst bleibt die Sehnsucht nach einem Zustand idealer Gemeinschaft. Von dieser Sehnsucht lebt die Religion, und es entsteht eine neue Gemeinschaftsform: die *Kirche*. Doch in ihrer Geschichte und in ihrem Alltag gleicht auch sie allen andern Gemeinschaften; auch auf sie wird kaum mehr Hoffnung gesetzt.

Versöhnung heisst die Basis jeder Gemeinschaft

Wie kann Prof. Altendorf angesichts dieser Situation überhaupt noch die Absicht haben, über einen möglichen Weg der Vermittlung zwischen Ideal und Wirklichkeit zu sprechen? Für ihn gibt es diese Vermittlung, sie heisst *echte Liebe*. Er sieht den Fehler beim Durchwursteln darin, dass hier einfach nur auf die Liebe auf den ersten Blick gewartet wird. Zwischen Illusion und Resignation gibt es nichts. Liebe aber muss erlernt werden, Liebe, die gelingt, bedeutet Arbeit. Und hier, beim Erlernen der Liebe, hat uns die *Kirche* doch mehr zu bieten als die andern Gemeinschaften: Sie hütet das Geheimnis der wahren Liebe, und sie gibt es an uns weiter. Christlich ausgedrückt heisst wahre Liebe *Versöhnung*, Vergebung, Wiedervereinigung. Sie ist die höchste Form der Liebe, die alle andern Formen nicht etwa verurteilt, sondern in sich einschliesst: Zu der freundschaftlichen Begegnung, zur liebevollen Zuneigung, zur Erotik und zur Sexualität kommt hier die Versöhnung hinzu. Versöhnung heisst, sich trotz schmerzlicher und unvergesslicher Wunden, trotz unüberbrückbarer Gegensätze immer wiederfinden. Versöhnung ist daher die geheime Basis jeder gelingenden menschlichen Gemeinschaft. Versöhnung findet nicht jeden Tag statt, man muss sie immer wieder lernen. Deshalb beschloss Prof. H. D. Altendorf die Tagung zum Thema (Lebens-) Gemeinschaft mit einem ganz *praktischen Lernrezept*: Nehmen Sie sich täglich eine ganz bestimmte Zeit (drei oder fünf oder zehn Minuten . . .), in der Sie sich ganz ihrer Seele widmen und sich dabei besinnen auf das, was Liebe ist.

Alle VSA-Veteranen sind ganz herzlich eingeladen zum diesjährigen

Veteranen-Treffen

am **16. September 1987** im Hotel «Ekkehart» in **St. Gallen**.

Auf dem Programm stehen ein gemeinsames Mittagessen, ein interessanter Bericht über die Stadt St. Gallen und viel fröhliche Unterhaltung. Es wird auch genügend Zeit und Gelegenheit für das freie Gespräch geben.

Eine persönliche Einladung mit Anmeldetalon werden Sie im Juni erhalten. Das Organisationskomitee würde sich freuen, wenn sich möglichst viele VSA-Veteranen dieses Datum reservieren könnten.